Bezugs-Preis
in der Hauptexpedition oder den im Stadtbezirk und den Vororten errichteten Ausgabestellen abgeholt: vierteljährlich ℳ 4.50, bei zweimaliger täglicher Zustellung ins Haus ℳ 5.50. Durch die Post bezogen für Deutschland und Oesterreich: vierteljährlich ℳ 6.—. Directe tägliche Kreuzbandsendung ins Ausland: monatlich ℳ 7.50.

Die Morgen-Ausgabe erscheint um ½7 Uhr, die Abend-Ausgabe Wochentags um 5 Uhr.

Redaction und Expedition:
Johannesgasse 8.
Die Expedition ist Wochentags ununterbrochen geöffnet von früh 8 bis Abends 7 Uhr.

Filialen:
Otto Klemm's Sortim. (Alfred Hahn), Universitätsstraße 1,
Louis Lösche, Katharinenstr. 14, part. und Königsplatz 7.

Abend-Ausgabe.

Leipziger Tageblatt und Anzeiger.

Amtsblatt des Königlichen Land- und Amtsgerichtes Leipzig, des Rathes und Polizei-Amtes der Stadt Leipzig.

Anzeigen-Preis
die 6gespaltene Petitzeile 20 Pfg.
Reclamen unter dem Redactionsstrich (4gespalten) 50 ₰, vor den Familiennachrichten (6gespalten) 40 ₰.
Größere Schriften laut unserem Preisverzeichniß. Tabellarischer und Ziffernsatz nach höherem Tarif.

Extra-Beilagen (gefalzt), nur mit der Morgen-Ausgabe, ohne Postbeförderung ℳ 60.—, mit Postbeförderung ℳ 70.—.

Annahmeschluß für Anzeigen:
Abend-Ausgabe: Vormittags 10 Uhr.
Morgen-Ausgabe: Nachmittags 4 Uhr.
Bei den Filialen und Annahmestellen je eine halbe Stunde früher.
Anzeigen sind stets an die Expedition zu richten.

Druck und Verlag von E. Polz in Leipzig

№ 141. **Mittwoch** den 18. März 1896. **90. Jahrgang.**

Erklärungen des Herrn Dr. Peters.

* Es war zu erwarten, daß Herr Dr. Peters sich nicht damit begnügen würde, auf die im Reichstage gegen ihn erhobenen Beschuldigungen mit dem an den Grafen Arnim gerichteten und von diesem verlesenen Briefe zu antworten. Er veröffentlicht auch im „Kl. Journ." und in den „Berl. Pol. Nachr." Erklärungen, die jenen Beschuldigungen den Boden entziehen sollen. Der ersteren Erklärung, die sich im Wesentlichen mit dem an den Grafen Arnim gerichteten Briefe deckt, entnehmen wir das Folgende:

„Die Anklage gegen mich ist in Folgendem zusammenzufassen: Ich hätte am Kilimandscharo meinen Boy mit meiner Concubine abgesetzt und darum Beide aus Eifersucht aufhängen lassen und dies dem Bischof Tucker gewissermaßen zugestanden, indem ich ihm geschrieben, ich sei mit dem Weibe nach mohamedanischem Rechte verheirathet gewesen, hätte also nach dem Alkoran das Recht gehabt, es zu tödten. . . . Die ganze Anklage von Anfang bis zu Ende beruht auf Erfindung. Im Juli 1891 traf ich am Kilimandscharo ein, an der Spitze einer militärischen Expedition, mit dem Befehle, das Gebiet dem deutschen Verwaltungs-Bezirke einzugliedern. Meine Unternehmung war als Expedition formell aufgelöst. Ich hatte demnach die Gerichtsbarkeit auch über Leben und Tod. Ich gründete eine Station in Marangu, im Osten des Stammes Warombo, der mir gleich in den ersten Tagen meiner Ankunft den Krieg erklärte und nach Leute meiner Truppe tödtete. Am 2. September griff ich den Stamm mit 40 Mann an, verlor davon 13 Mann und einen Weißen von meiner Mannschaft, blieb aber schließlich Sieger. Meine Station war im Entstehen begriffen. Da der Krieg mit Warombo nicht zu Ende war, wurde Kriegsrecht auf der Station erklärt. Etwa um den 10. September 1891 wurde in das Meßzimmer der Officiere meiner Station ein gewaltsamer Einbruch verübt. Augenscheinlich handelte es sich darum, in das hinter dem Meßzimmer gelegene Vorrathsmagazin zu dringen, wo zwei Mädchen, die aber nicht mir gehörten, schliefen. Ich ließ in der Nacht, als ich den Einbruch bemerkte, die Station alarmiren, rief meine Leute zusammen und fragte, wer den Einbruch verübt habe. Ich erklärte gleichzeitig, daß der Schuldige, falls er sich selbst melde, mit einer milden Strafe davon kommen solle, melde er sich nicht, werde aber des Einbruchs überführt, so würde er nach Kriegsrecht verurtheilt werden. Ich hatte einen Mannan Namens Marbruk in meinen Diensten, der mein volles Vertrauen genoß. Dieser suchte den ganzen September hindurch meinen Verdacht bezüglich des Einbruchs bald auf diesen, bald auf jenen Angehörigen meiner Mannschaft zu lenken. Die Leute wurden vernommen, eine Schuld war nicht festzustellen. Anfangs October 1891 setzte ich Marbruk bei einem schweren, äußerst verschmitzt durchgeführten Diebstahl ab. Aus der Schlauheit, mit der dieser Diebstahl vollzogen war, kam mir der Verdacht, daß Marbruk auch den Einbruch in das Meßzimmer verübt haben könne. Ich nahm ihn in Untersuchungshaft. Ende October wurde er endlich dieses Verbrechens überführt, und er gestand auch. Das Mädchen, das verdächtig war, mit ihm gleichzeitig den Einbruch verübt zu haben, entließ ich ungeahndet zu ihren Eltern. Zu Beginn des Octobers 1891 war die Nachricht von der Niederlage Zelewski's am Ukebe zu uns gedrungen, und die Lage der Station war insofern eine prekäre, als der größere Theil meiner Truppen an die Küste berufen war und zudem die umliegenden Stämme rebellische Neigungen zeigten. Ich stand damals mit 3 Weißen und 135 Mann Soldaten am Kilimandscharo innerhalb einer Bevölkerung von 125 000 zum Theile rebellischen Eingeborenen. Die Sicherheit der Station sowie das Leben meiner Weißen und meiner Mannschaft beruhten in erster Linie auf der Furcht, die meiner Person gezollt wurde. Der Einbruch Marbruk's hatte großes Aufsehen erregt, ebenso wurde die sich daran schließende Untersuchung von den Eingeborenen mit großer Spannung verfolgt. Wenn ich einen derartigen Einbruch in das Wohngebäude der Europäer nicht rigoros bestraft hätte, zumal da ich im September erklärt hatte, ich würde für den Fall, daß sich der Schuldige nicht meldet, nach Kriegsrecht vorgehen, so hätte mich ein Kriegsgericht, bestehend aus dem Freiherrn v. Pechmann, Herrn Janke und mir, dazu gezwungen. Dieses Kriegsgericht verurtheilte einstimmig Marbruk wegen groben Einbruchs, Diebstahls und schweren Vertrauensbruchs zum Tode. Dies ist der eine Fall.

Auf der Station lebte seit Ende August 1891 eine Eingeborene, welche dort von uns geduldet wurde, aus dem Lande Mareale. Ihr persönlicher Lebenswandel war, den Gebräuchen der Eingeborenen gemäß, ein lockerer. Ende November kam die Person in den Verdacht, hochverrätherische Umtriebe mit den Leuten des uns feindlichen Sultans Malamia zu treiben. Als der Verdacht laut wurde, entfloh sie. Tags darauf inszenirte Malamia die deutsche Flagge und kündigte uns den Gehorsam, „weil die Niederlage Zelewski's bewiesen habe, daß die Deutschen Weiber seien". Ich war gezwungen, Malamia mit Gewalt zu unterwerfen. Darauf lieferten seine Leute, die sich mir unterwarfen, das flüchtige Weib aus. Ich stellte ein Verhör an und constatirte, daß dieses Weib den Plan gehabt habe, den Feinden gegen die deutsche Herrschaft Nachts die Station zu öffnen und uns ihnen zu überliefern. Ich verurtheilte das Weib statt zum Tode nur zu sechs Monaten Kettenhaft. Auf der Station, in der ich damals nur 27 Mann Soldaten hatte, befand sich eine größere Anzahl von Kettengefangenen. Diesen wurde wöchentlich zweimal — Montag und Mittwoch — verlesen, daß ein Kettengefangener, der einen Fluchtversuch macht, sein Leben verwirkt habe. Ende Februar 1892 entlief Abends 6 Uhr das betreffende Weib aus dem Gefängnisse unter Mitnahme der Kette. Nach zwei Stunden wurde es wieder eingebracht und gemäß den Regeln auf unserer Station wurde ein Kriegsgericht, wieder aus Freiherrn v. Pechmann, Herrn Janke und mir bestehend, eingesetzt, welches dieses Weib einstimmig zum Tode verurtheilte. Diese Strenge war geboten, weil ein Unterlassen der Ausführung eines in aller Form kundgethanen Erlasses das Prestige und damit die Herrschaft der Weißen in Frage gestellt haben würde. Das sind die beiden Hinrichtungen, welche unter meiner Herrschaft auf der Kilimandscharo-Station vollzogen worden sind. Beide Fälle stehen nicht im geringsten Zusammenhange miteinander. Nur durch verleumderische Entstellung konnte die Fabel entstehen, welche Bebel im Reichstage vorbrachte, wonach ich meinen Boy und meine Concubine, weil sie Ehebruch getrieben, hingerichtet hätte.

Aus dieser Darstellung schon, die absolut authentisch ist und die ich eidlich bekräftigen kann, die auch durch Zeugen erwiesen ist, geht hervor, daß ich niemals an den Bischof Tucker das geschrieben haben kann, was man mir in die Schuhe schieben will, nämlich ich hätte mich bei dem Genannten damit entschuldigt, daß ich nach mohamedanischem Rechte mit dem Weibe verheirathet gewesen und infolge dessen nach dem Alkoran befugt gewesen sei, dasselbe wegen Ehebruchs hinzurichten. In der Anklage wird gesagt, ich hätte Bischof Tucker in Mpschi besuchen wollen, er habe aber meinen Besuch abgelehnt und darauf hätte ich jenen Entschuldigungsbrief an ihn geschrieben. Nun ist Bischof Tucker während meiner Anwesenheit in der Kilimandscharo-Station niemals in Mpschi gewesen, sondern er residirte in Zanzibar. Ich bin überzeugt, daß Bischof Tucker Gentleman genug ist, um mich auch seinerseits von einer so albernen Anklage zu entlasten. Jedenfalls habe ich einen derartigen Brief niemals an ihn oder an einen seiner Collegen geschrieben."

Die zweite Erklärung in den „Berl. Polit. Nachr." enthält den Wortlaut des einzigen Briefes, den Herr Dr. Peters an einen englischen Missionair über die Kilimandscharo-Angelegenheit geschrieben zu haben behauptet, und die Geschichte dieses Briefes. Darüber wird gesagt:

Um den 1. Februar — nicht Ende Februar — verlieh Dr. Peters mit Freiherrn von Pechmann die Kilimandscharostation, um als Grenzcommissar für die Verhandlungen mit England an die Küste zu marschiren. Um den 20. Februar traf er in Tanga ein, wo er vom Gouverneur von Soden erwartet wurde. Gegen Ende Februar begab sich Peters mit seinem Stab nach Wanga, wo Consul Smith, sein englischer College, bereits anwesend war. Bis gegen Ende März arbeiteten die beiden Herren an der Grenzregulirung am Umba-Fluß; am 19. März richteten sie gemeinschaftlich ein Gesuch an ihre beiderseitigen Regierungen mit der Bitte, wegen der heranwahrenden Regenzeit die Arbeiten unterbrechen zu dürfen. Gegen Ende März traf bei Dr. Peters die Bewilligung des erbetenen Urlaubs ein; er marschirte durch das Digoland zunächst auf die Plantage Lewa zu, von wo er sich nach Zanzibar einschiffen wollte. Auf diesem Marsche lagerte er am 2. April gegenüber der englischen Missionsstation Mitsowe, mit welcher er in keinerlei Beziehung trat. Von seinem Lager aus schickte er am Abend einen Anmelde-Brief für die Plantage Lewa auf die englische Missionsstation von Magila, welche einen kurzen Tagemarsch von obiger entfernt liegt, mit — wie das in Afrika üblich — dem Ersuchen, den Brief auf seine Rechnung nach Lewa befördern zu wollen. Seinem Ersuchen fügte er die Worte hinzu: „Ich hoffe, Sie morgen zu sehen." Am Morgen des 3. April vor Ausmarsch aus seinem Lager erhielt Dr. Peters darauf einen Brief vom Missionsvorsteher von Magila, in welchem ihm mitgetheilt wurde, der Brief nach Lewa sei befördert, und in dem hinzugefügt war, man würde sich in Magila sehr gefreut haben, den berühmten Forscher zu Gaste einzuladen; nun aber seien traurige Nachrichten von Kilimandscharo gekommen, nämlich daß er dort seinen Diener und seine Geliebte aus Eifersucht habe hängen lassen. Dies habe der Missionsvorsteher an den kaiserl. Gouverneur in Dar-es-Salaam weiter berichtet; es werde für ihn eine große Erleichterung sein, wenn sich diese Gerüchte als unwahr herausstellen würden; aber leider könne er bis dahin Dr. Peters nicht einladen, in der Missionsstation abzusteigen. Darauf marschirte Dr. Peters am 3. April 1892 nach Magila und lagerte etwa eine Viertelstunde von der Missionsstation entfernt auf einem Hügel. Um Mittag schickte er den nachfolgenden Brief auf die Missionsstation:

„Magila, 3. April 1892.

Sir,

I beg to acknowledge your yesterdays letter. As regarding its contents it is of course quite out of question for me to enter into details with you; but as you say it would be such a great relief to you if it could be proved untrue, I am glad to give you this relief. Your reports have been utterly misrepresented; there has never been sentenced to death a man or a woman at the Kilimandjaro-Station for adultery by me. There is another little mistake in your letter which I beg to notice. You write I had proposed yesterday coming to your station; as far as I remember I have only said I hope to see you to day. It is not altogether my custom to propose visiting people whom I do not know at all. I have the honour Sir yours truly

Carl Peters."

(„Mein Herr: Ich gestatte mir Ihren gestrigen Brief zu bestätigen. Was seinen Inhalt anbetrifft, so ist es natürlich für mich ganz außer Frage, mich mit Ihnen darüber in Details einzulassen; aber da Sie sagen, es würde für Sie eine große Erleichterung sein, wenn derselbe als unwahr nachgewiesen werden könnte, so freue ich mich, Ihnen diese Erleichterung zu geben. Ihre Berichte sind vollständig entstellt; es ist niemals ein Mann oder ein Weib auf der Kilimandscharo-Station wegen Ehebruchs durch mich zum Tode verurtheilt. Es ist ein anderes kleines Mißverständniß in Ihrem Brief, welches ich zur Kenntniß zu nehmen bitte. Sie schreiben, ich hätte gestern vorgeschlagen, nach Ihrer Station zu kommen. So weit ich mich erinnere, habe ich nur gesagt, ich hoffe, Sie heute zu sehen. Es ist durchaus nicht meine Gewohnheit, Leuten anzubieten, sie zu besuchen, die ich absolut nicht kenne. Ich habe die Ehre, Ihr sehr ergebener Carl Peters.")

Die gegen Herrn Dr. Peters eingeleitete Untersuchung, die zweifellos mit Energie und Umsicht geführt werden wird, wird ja klarstellen, warum der Lieutenant Bronsart von Schellendorf sich geweigert hatte, die Execution an den beiden vom Kriegsgericht verurtheilten Schwarzen zu vollziehen, und aus welchem Grunde die englischen Missionäre zu der Ansicht gekommen waren, diese Hinrichtung sei ein Act der Eifersucht. Sollte sich herausstellen, daß Herr Bebel in leichtfertiger Weise lediglich auf uncontrolirbare Berichte mißgünstiger englischer Blätter seine Behauptung über den angeblichen Brief des Dr. Peters an den Bischof Tucker gegründet habe, um Dr. Peters durch die Beschuldigung eines scheußlichen Racheactes moralisch zu stranguliren, so würde der Socialistenführer aus den Rufen, mit denen seine eigenen Parteigenossen die Schilderung der angeblichen Brutalität begleiteten, entnehmen können, was ihm gebührte.

Politische Tagesschau.

* **Leipzig**, 18. März.

Wie die „Nat.-Lib. Corr." meldet, ist gestern über die beim **Jubiläumsmahl des Reichstags** auszubringenden Trinksprüche eine Vereinbarung dahin getroffen worden, daß nach dem Toast auf den Kaiser, der dem Präsidenten Freiherrn v. Buol zufällt, der Reichskanzler Fürst Hohenlohe dem Fürsten Bismarck ein Hoch bringt und hierauf der erste Vicepräsident die Gäste leben läßt. Ueber diese auffällige Vereinbarung wird uns aus Berlin geschrieben: „Die Sieger vom 23. März sind nicht nur edle Charaktere, sondern auch große Diplomaten. Sie wollten sich am 25. Gedenktage der Begründung des deutschen Reiches im Glanze ihrer Präsidialherrlichkeit sonnen, wären jedoch dabei unter sich geblieben, wenn sie bei der Weigerung verharrt hätten, dem Fürsten Bismarck als dem Schöpfer der gesammten deutschen Volksvertretung die Ehre zu erweisen. Das hätte der Glorie gewaltigen Abbruch gethan, denn unter sich tafeln kann man schließlich alle Tage. Andererseits kostete es große Ueberwindung, Bismarck feiern hören zu müssen, ohne das bemerklich zu machen, was sonst in den stenographischen Reichstagsberichten als „Murren" verzeichnet wurde und jetzt „große Unruhe" heißt. Sie trachteten deshalb, den Trinkspruch auf den Gehaßten so lange als möglich hinauszuschieben. Ob dafür die Absicht bestimmend war, das Unvermeidliche in einem Zeitpunct eintreten zu lassen, wo die erschlaffenden Tafelfreuden die Empfänglichkeit ihrer Gemüther auf einen gewissen Grad von Apathie herabgedrückt, entzieht sich der Kenntniß des Referenten. Genug, man hat sich die größte Mühe gegeben, Herrn v. Levetzow zu bewegen, seinen Toast auf den Altreichskanzler an vierter und letzter Stelle auszubringen. Außer dem Kaisertoast sollten Trinksprüche auf das Reich und die Gäste vorangehen. Der frühere Reichstagspräsident willigte aber nicht in die Zurücksetzung des Fürsten, und so stand, während die deutsche Nation ahnungslos ihrer gewohnten Arbeit nachging, eine „Reichstagsjubiläums-Festessenkrisis" in drauender Nähe. Aber der erwähnten Diplomatie der Präsidialen gelang es, die Gefahr zu beschwören. „Wir müssen", so bedeutet einer der Richelieu's vom 23. März die Genossen, „den †††Spruch von einer Persönlichkeit halten lassen, die unmöglich an die dritte oder vierte Stelle gesetzt werden kann. Dann" — und hier legt sich ein ausdrucksvoller Zeigefinger an eine kluge Nase — „dann haben wir den Rang dem Sprecher, aber nicht dem" — der Zeigefinger mit seinen drei Nachbarn zur Rechten krümmt sich gegen die innere Handfläche — „Besprochenen eingeräumt." Sprachlos vor bewunderndem Erstaunen schauen Alle auf den Erretter aus grimmer Noth, bis Einer den Bann mit den im Tone der Verzückung gesprochenen Worten löst: „Wenn wir den in Gastein und Versailles gehabt hätten, stünde Deutschland heute anders da." „Aber wen", so mischt sich eine bange Frage in den Beifall, den diese neidlose Würdigung eines großen Verdienstes erweckt, „wen sollen wir reden lassen?" „Sehr einfach", läßt sich eine gedrungene Gestalt vernehmen, „den höchstgestellten Gast, den Reichskanzler. Der hat den Toast schon beim Essen des Bundesraths ausgebracht, so daß Bismarck nicht einmal sagen kann, von jeder der beiden" — hier schwillt die Brust des Redners sichtlich — „gesetzgebenden Körperschaften habe ein Mitglied seinen Athem an ihn verschwendet." Unter Rufen: „Großartig" und: „Wie wird er sich ärgern!" erhebt die Versammlung den Vorschlag zum Beschluß."

Feuilleton.

Gottbegnadet.

2) Roman von Konrad Telmann.

Nachdruck verboten.

„Er hat nämlich erst immer was von verwunschenen Prinzen geredet und von Waldfeen und all' solchen Tollheiten", fiel Thea ein, „bis ich ihm ganz frank gesagt habe, das sollte er nur lassen. Und dann hat er ja auch ganz vernünftig gesprochen. Kinder sind wir schließlich doch auch nicht mehr, Hertha und ich. Hertha will darauf schwören, daß es ein Lieutenant in Civil war. Die sieht aber Lieutenants in jedem Manne. Es war sicher keiner. Er hielt sich auch gar nicht danach. Eher — du darfst aber nicht lachen, Mama! — eher würd' ich ihn für einen Künstler halten."

„Sieh, sieh! Und weshalb das?"

„Weil —. Ich kann das nicht so sagen. Ich bilde mir's nun einmal ein. Weshalb sollten wir ihn denn sonst durchaus kennen? Solche Künstler denken, glaub' ich, wo sie hinkommen, da zeigt Alles mit Fingern nach ihnen. Na, das ist nun solche unschuldige Eitelkeit; im Uebrigen — wie gesagt . . ."

Das Mädchen, das in der Verandathür erschien, um zu melden, daß servirt sei, unterbrach hier das Gespräch zwischen Mutter und Tochter. Der Mittagstisch war im Gartensalon gedeckt, dessen Flügelthüren offen standen. Man blickte von hier in den Kiefernwald hinüber, der sich jenseits der gelbsandigen Fahrstraße hinstreckte und dessen von der Sonne geweckte Harzgerüche durch die mittäglich flimmernde Sommerluft herüberzogen. Frau Marcella erzählte während des Essens von Asta's Besuch. Zuletzt kam sie auch auf das abendliche Concert zu sprechen.

„Ich habe mir gedacht, daß es Dir doch Freude machen würde, hinzugehen", sagte sie. „Asta erzählte von einem Sänger ersten Ranges, der sich hören lassen würde. Offen gestanden, hat mich das auch gereizt. In der Vorliebe für schöne Stimmen bin ich noch ganz wie Du, und Männerstimmen sind mir die liebsten."

Thea klatschte in die Hände. „Nun kann ich's Dir ja sagen, Mama, es hätte mir furchtbar leid gethan, wenn wir nicht gegangen wären. Gute Musik — das ist doch etwas Herrliches. Man fühlt sich dabei immer so über sich selbst hinausgehoben, so geadelt, find' ich. Und man wird geradezu besser dadurch — ganz im Ernst. Es ist mir manchmal dabei wie in der Kirche. Hertha hatte mir übrigens auch schon von einem fabelhaften Tenor erzählt, — Hans Asten kennt ihn von Berlin her und die Curverwaltung könnte nicht genug von Glück sagen, daß der sich entschlossen hätte, mitzuwirken, denn im Uebrigen wär's nur eine ganz gewöhnliche Dilettantenkiemperei. Was Hans Asten nun wohl davon versteht! — Aber weißt du, Mama, wir werden an unsere Toilette denken müssen. Vor Allem an deine. Wenn man solch eine junge, schöne Mutter hat, muß man sich doch ein bischen mit ihr zieren. Bei mir kommts weniger darauf an, obgleich Hertha mir heute auf Ehrenwort berichtet hat, — sie sagt nämlich jetzt immer: „auf Ehrenwort" — das hat sie von Hans Asten, und verlassen kann man sich dann drauf, wenn sie sonst auch gern flunkert, — Eberhard Asten, weißt du: der ältere, der nette Assessor — fände mich „sehr hübsch". Ich war natürlich sehr geschmeichelt. Das Schlimme ist nur: wenn man eine solche Mutter hat, wird man ganz verdunkelt."

„Kind, Kind, du möchtest mich gar zu gern eitel machen, fiel Frau Marcella lächelnd ein; aber es ist wirklich schon zu spät." Sie zeigte auf ihr reiches, welliges Haar, das, fast völlig ergraut, den schönen Kopf mit den stolzen, ernsten Zügen umrahmte. Es bildete einen reizvollen Contrast zu dem runzellosen, jugendlichen Gesicht, dessen Augen in einem ruhigen Feuer brannten.

„Wenn du wüßtest, wie gut dir das steht!" sagte Thea. „Ich kann dir nun einmal nicht helfen, Mama, ich bin geradezu in dich verliebt."

„Nun wirds wirklich Zeit, daß wir von etwas Anderm reden", warf Frau Marcella ein. Also: die Toilettenfrage! Was meinst du zu Weiß für dich? Ich finde für junge Mädchen nichts hübscher als ein einfaches, weißes Kleid."

„Ja, aber für junge Männer nichts", sagte Thea halb gedankenlos. „Es steht so . . ." Sie sprach das Wort nicht aus, sondern erröthete leicht, um dann etwas hastig in der weiteren Erörterung der Toilettenfrage fortzufahren.

2.

Das Wohlthätigkeitsconcert hatte die feine Welt des Seebades vollzählig ins Curhaus gelockt. Der große Saal im Untergeschoß strotzte von distinguirten Persönlichkeiten und aufsehenerregenden Toiletten. War die Saison doch auf ihrem Höhepunct angelangt und dieses Jahr glänzender als je. Man zählte verschiedene Fürstlichkeiten zu den Besuchern, die halbe Berliner „Gesellschaft", das Premièren-Publicum der Theater, war versammelt; dazwischen hörte man auch fremde Idiome, besonders Russisch. Es war längere Zeit hindurch ein lebhaftes Hin und Her zwischen den Stuhlreihen. Bekannte begrüßten sich oder fanden sich hier, unlängst erst an der See eingetroffen, zu wechselseitigem Erstaunen zusammen, man machte sich auf hervorragende Personen oder auffällige Erscheinungen aufmerksam, ein unendliches Stimmengeschwirr erfüllte den Raum. Der Name Sennfeldt erklang hier und da von den Lippen der Plaudernden, allmählich immer häufiger, zuletzt eigentlich überall. Es war klar, daß die Hauptterwartungen des Abends sich auf ihn richteten. „Soll ja eine stupende Stimme haben", hörte man sagen. „Wachtel ist nichts dagegen gewesen." „Hat in Berlin Alles hingerissen." „Kunstsänger ersten Ranges" und Aehnliches mehr.

Auch Frau Marcella Lindheim und Thea, die den Saal betreten hatten, fingen auf der Suche nach Plätzen, die schon nicht mehr allzu zahlreich zur Verfügung standen, hier und jenen Ausruf der Bewunderung für den Sänger auf, dessen Erscheinen man erwartete. Sie wollten eben, da auf dem Podium schon ein paar Instrumente gestimmt wurden, in einer der letzten Sitzreihen sich niederlassen, als Frau Marcella Asta gewahrte, die ihnen von vorn her mit Taschentuch und Fächer, die sie in der behandschuhten Rechten hielt, zuwinkte, sie sollten dorthin kommen. Frau Marcella zögerte einen Augenblick, aber Asta hatte schon einen der in ihrer Nähe befindlichen und auf sie lebhaft einsprechenden Cavaliere abgefandt, um die beiden Damen zu geleiten.

Lieutenant von Bodenhausen, meine Gnädigste, stellte sich derselbe, ein junger, blasser, blonder Herr, die Hacken zusammenschlagend, vor. Habe den angenehmen Auftrag von Frau von Flügge, gnädigste Frau nebst Fräulein Tochter auf die schon reservirten Plätze zu führen. Hier hinten würden Gnädigste um alle Feinheiten im Gesangsvortrag kommen. Darf ich bitten, gnädigste Frau? Mein Fräulein . . ."

Er bot beiden Damen die Arme und geleitete sie geschickt am Rande des Saales hin zu den vorderen Reihen. Es konnte dabei nicht ausbleiben, daß sie im Vorüberkommen die Aufmerksamkeit Derer erregten, die schon ihre Plätze eingenommen hatten, daß man nach ihnen fragte und über sie eine Meinung abgab. Thea lächelte mitten in ihrer Verlegenheit befriedigt, weil sie überall wieder die Bewunderung für ihre schöne Mutter heraushörte.

Asta empfing die Ankömmlinge in ihrer lebhaften, immer etwas aufgeregten Art. Sie hatte glänzende Toilette gemacht und glitzerte von Schmuck. „Charmant, charmant!" rief sie, ohne sich daran zu kehren, daß sich aller Augen ihr zuwandten, „hier hab ich Plätze für euch. Ich war wieder einmal edel, nicht wahr? Aber wer kann gegen seine Natur? Bodenhausen, einen Fußschemel für Frau Lindheim! Ah, also das ist meine kleine Cousine Thea — sieh, sieh! Die langstielige Schildpattlorgnette flog vor die kleinen, grauen, lustig zwinkernden Augen. Hübsch herangewachsen, und gar nicht übel. Gieb mir dein Pätschchen, Kleine! So, bischen schüchtern, was? Na, wir werden schon gute Freunde werden. Ich bin im Grunde ein ganz guter Kerl, nicht wahr, Asten?"

Der Angerufene, der mit ein paar anderen Herren noch immer, wie auf Asta's weitere Befehle wartend, dastand, ließ sein Monocle fallen und verneigte sich. „Wüßte nichts dagegen einzuwenden, meine gnädigste Frau. Etwas burschikos vielleicht ausgedrückt — aber wenn Gnädigste so belieben . . ."

Das Klingelzeichen zum Beginn des Concerts wurde gegeben, die Herren zogen sich mit Verbeugungen zurück, um ihre Stehplätze an der Wand einzunehmen, ein allgemeines Stuhlrücken, ein knisterndes Geräusch von Frauenkleidern, dann trat Stille ein. Bei Asta von Flügge freilich nur insoweit, als sie ihre Stimme jetzt bis zum Flüstern herabdämpfte. Schweigen war ihr unmöglich, wiewohl jetzt das erste Musikstück, der Vortrag des Gounod'schen „Ave Maria" für Clavier und Geige, begonnen hatte. Unaufhörlich hatte sie der neben ihr sitzenden Marcella etwas zuzuraunen: bald den Namen einer ihr bekannten Persönlichkeit, nach der sie durch den Saal lorgnettirte, bald ihr Urtheil über die Toiletten, bald eine Klage über die schlechte Luft im Saal, bald irgend eine Anekdote, die sie heute Nachmittag schon gehört oder frisch aus Berlin her mitgebracht hatte. Dabei drehte und wendete sie sich fortwährend herum, störte alle Umsitzenden und hatte von dem Musikvortrag noch nichts gehört.

Als Marcella sie endlich darauf aufmerksam machte, flüsterte sie ihr hinter dem vorgehaltenen Elfenbeinfächer zu: „Aber Liebste, Beste, im Vertrauen gesagt, ich verstehe ja nicht das Geringste von Musik. Für mich ist Musik blos ein Geräusch, das ist alles. Man darf das natürlich Niemandem verrathen, sondern muß immer sehr interessirt thun und vor allen Dingen recht unverfroren drauf los urtheilen, — das

SLUB
Wir führen Wissen.